

LUTHER ALLISON

Es mag banal klingen, aber manche Begegnungen können nur als „schicksalhaft“ bezeichnet werden. Was meine „Blueskarriere“ betrifft, trägt im Kalender zweifellos der 1. März 1997 dieses Label; am Abend zuvor hatte Luther Allison fulminant im Wiener Rockhaus Hof gehalten. Nachdem wir vorab in der Redaktions-sitzung die weise Entscheidung gefällt hatten, den Mann aus Widener, Arkansas, zum Gegenstand der Titelstory unserer Ausgabe 2/97 zu machen, pilgerte ich folglich – wie so oft meinen Freund Herbert Höpfl, CONCERTO-Geschäftsführer, im Schlepptau – in den besagten Club, um den Künstler, der sich gerade anschickte, dem 14 Jahre älteren B.B. King den Rang als „König des Blues“ abzulaufen, vor das Mikrofon zu bitten. Allison war als überaus freundlich und zuvorkommend bekannt, daher verzichteten wir darauf, uns anzumelden. In der Tat begrüßte uns der Musiker sofort so, als wären wir alte Bekannte, und meinte (halb) scherzhaft, aufgrund seines sprichwörtlichen Redeflusses würde er vorschlagen, das Interview nach dem Gig zu bestreiten, da müssten wir nicht „hetzen“. Ein großzügiges Angebot, das uns allerdings nicht mit ungeteilter Freude zu erfüllen vermochte. Denn es war ebenso bekannt, dass Allison kaum unter vier Stunden Nettospielzeit die Bühne verließ,

V. l. n. r.:
Herbert Höpfl,
Luther Allison,
Dietmar Hoscher



und dies verhielt ein Gespräch in den frühen Morgenstunden. Kurzfristig improvisierend, beschlossen wir, den Musiker im Herbst – für den er ein weiteres Konzert in Wien angekündigt hatte – zu interviewen und auf eine andere Coverstory auszuweichen. Doch Allison betonte, er wolle unbedingt mit uns ausführlich über den Blues diskutieren, unabhängig vom Erscheinungstermin eines allfälligen Artikels. Nach kurzer Rücksprache mit seiner Managerin und Lebensgefährtin wurde kurzerhand seine Abfahrt am Morgen des folgenden Samstags verschoben und wir vereinbarten ein Treffen in seinem Hotel. Bewaffnet mit einem Megaexemplar des von ihm geliebten Apfelstrudels, fanden wir uns also an besagtem 1. März 1997 gegen 9 Uhr im Hotel Wimberger ein. Allison öffnete, sichtlich bestens gelaunt, im Morgenmantel die Tür zu seiner Suite, hieß uns überschwänglich – mit einem nicht zu übersehenden Seitenblick auf die noch warme Mehlspeise – willkommen, zog rasch Hemd und Hose über und bescherte mir sodann die faszinierendsten zwei Interviewstunden meiner bisherigen Laufbahn als Musikjournalist. Er hatte nach dem Konzert noch einige Stunden mit seiner Band neues Material geprobt, kaum geschlafen und strahlte dennoch eine ungeheure menschliche Präsenz und Kraft aus. Als wir uns schließlich umarmend verabschiedeten, rief er uns noch nach, wir müssten das Gespräch im Herbst unbedingt weiterführen, er hätte noch einiges zum Besten zu geben. Etwas mehr als vier Monate danach, am 10. Juli, diagnostizierten die Ärzte bei Luther Allison inoperablen Lungenkrebs und Metastasen im Gehirn. Fünf Tage vor seinem 58. Geburtstag, am 12. August, erlag er seiner Krankheit. Luther Allison war leise und unspektakulär von uns gegangen. Ohne Paparazzi, ohne großes Medienecho und ohne Live-Übertragungen. Er hinterließ seine Lebensgefährtin, zwei Söhne, sieben Stiefkinder, 25 Enkel und 30 Urenkel. Und er hinterließ eine weltweit fassungslose Bluesgemeinde. Mich eingeschlossen.

LUTHER ALLISON

CONCERTO 2/97

MR. HANDY MAN

„Blues Entertainer of the Year“, „Contemporary Blues Male Artist of the Year“, „Blues Instrumentalist – Guitar“, „Blues Song of the Year“ („Cherry Red Wine“) und „Contemporary Blues Album of the Year“ („Blue Streak“). Wovon andere Bluesmusiker nur träumen können, wurde für Luther Allison an einem Abend wahr: fünf W.C. Handy Awards auf einen Streich. Und auch für die diesjährigen Preisverleihungen ist der knapp 58-jährige Amerikaner wieder in fünf Kategorien nominiert.

Musik hat den Amerikaner von frühester Kindheit an begleitet und wie so oft begann auch seine Karriere als Kind im Gospelchor. Anfang der 50er Jahre übersiedelte Allison mit seiner Familie von Arkansas nach Chicago und betätigte sich als Bassist in der Gruppe seines Bruders Ollie. 1957/58 stieg er dann auf die Gitarre um und gründete seine erste eigene Band, Rolling Stones. Stark beeinflusst wurde er in seinem Spiel unter anderen von Magic Sam, Otis Rush und den „Heiligen Drei Königen des Blues“ (Albert King, B.B. King, Freddie King). Unter dem Eindruck des Chicago Blues entwickelte Allison seinen Stil in Richtung Rock und Soul (zeitweise war er sogar bei Motown unter Vertrag) weiter und erreichte damit seine mittlerweile – vor allem in Europa – berühmte „ekstatische“ („Rolling Stone“) Bühnenpräsenz. Mit seiner unermüdlichen Wanderung zwischen Blues und Rock bringt er schon nach kurzer Zeit praktisch jeden Konzertsaal zum Kochen, wovon auch seine Live-CDs eindrucksvoll Zeugnis ablegen. Zudem dauern seine „energy shows“, wie er sie selbst bezeichnet, kaum unter vier Stunden. Im Unterschied zu anderen Musikern gelingt es Allison aber, diese druckvolle, energiegeladene Atmosphäre auch auf seine Studioalben zu übertragen. Gemeinsam mit B.B. King, John Lee Hooker und Buddy Guy ist Luther Allison somit inzwischen zu den ganz Großen der internationalen Bluesszene zu zählen, und die letztjährigen W.C. Handy Awards haben ihm endlich auch in seiner Heimat zu zumindest einem Teil jener Popularität verholfen, die ihm schon lange zusteht.

In Europa zählt Luther Allison seit rund 20 Jahren zu den Fixsternen am Blueshimmel. Sein Auftritt beim Bluesfestival in Montreux 1976

ist bereits legendär und in Ausschnitten auch auf der für die diesjährigen W.C. Handy Awards nominierten CD „Where Have You Been? Live in Montreux 1976–1994“ zu hören. Der auf unserem Kontinent stetig gewachsene Erfolg greift also nunmehr, spät aber doch, auch auf seine Heimat über und so ist es nicht verwunderlich, dass CONCERTO beim vormittäglichen Exklusivinterview auf einen gut gelaunten und gesprächigen Luther Allison trifft. Dies ist umso erfreulicher, als einerseits Interviews mit dem Amerikaner eher Mangelware sind und andererseits Allison nach einem mehr als vierstündigen Gig im Wiener Rockhaus am Abend zuvor in der Nacht im Hotel noch einige Stunden mit seiner Band neues Material geprobt hat. Während Allison in sein Hemd schlüpft, erzählen wir ihm, dass er im CONCERTO-Rezensionsvergleich seiner letzten Platte, „Blue Streak“, mit Buddy Guys „The Real Deal“ eindeutig die Nase vorn hatte (CONCERTO 6/1996). „Ich weiß, dass meine Platte besser ist“, meint er lachend und setzt sich entspannt zum Interview.

Du hast bei der letztjährigen W.C. Handy Award Verleihung nicht weniger als fünf dieser Auszeichnungen erhalten. Was war das, nach all den Jahrzehnten, für ein Gefühl für dich?

Es war ein Wunder. Natürlich wusste ich, dass ich nominiert war. Aber viel mehr Ahnung davon hatte ich nicht. Vor Buddy Guy, Joe Louis Walker oder Coco Montoya zu landen, war schlicht ein Wunder für mich. Nach dem

zweiten Aufruf konnte ich nicht mehr glauben, was ich hörte. Sie riefen meinen Namen auf, und ich hörte es nicht einmal. Alle machten Fotos von mir, und ich saß mit Anzug und Schlips – einmal in meinem Leben hatte ich Gelegenheit, mich in Schale zu werfen (*lacht*) – einfach da und staunte. Ein Freund in Memphis, ein DJ einer Radiostation, sagte dauernd zu mir: Du wirst noch einen kriegen, du kriegst noch einen! Bruce Iglauer (Anm.: Präsident und Gründer von Alligator Records) saß nur dort und schüttelte den Kopf. Die Handys sind meine persönliche Freiheitsstatue. Ich bin ungeheuer dankbar dafür. Amerika entdeckt mich wieder, ebenso Europa.

Du bist wieder mit neuer Band unterwegs, dennoch klingst du so unverwechselbar wie immer.

Viele meiner Musiker haben nun ihre eigenen Bands. Das ist gut so. Ich versuche sie zu fördern. Ich bin also nicht böse, wenn sie mich verlassen, um ihre eigenen Sachen zu machen. Das ist ganz natürlich. Luther Allisons Musik entwickelt sich in die eine Richtung, die mancher meiner Musiker eben in eine andere. Ich lege Wert darauf, an meinem Stil erkannt zu werden. Nimm das neue Album, es wird einen wirklichen Überblick über meine Musik bieten. Ich bin in der Tradition verwurzelt, aber ich baue auch darauf auf. Ich habe so viel Blues in den 80ern und 90ern gehört, aber es war kaum Neues dabei. Im Zentrum waren zum Beispiel die Blues Brothers oder Stevie Ray Vaughan, und der Rest klang ähnlich. Stevie war großartig, aber ich hörte in ihm Albert King, Jimi Hendrix, mich selbst. Das ist der Unterschied: Wenn ich Buddy Guy höre, dann höre ich eben Buddy Guy.

Es ist dir nicht nur in der Vergangenheit von Bluespuristen des Öfteren vorgeworfen worden, du seist für andere Stile, vor allem für Rock, zu offen. Wie gehst du damit um, wie fühlst du dich dabei?

Ich bin heute mental und physisch vollkommen „up“. Meine Musik ist stark und kraftvoll. Ich liebe es, in der Musik Herausforderungen anzunehmen. Ich will nicht deswegen in der Tradition bleiben müssen, nur weil mich jemand „Stormy Monday“ spielen gehört hat. Ich möchte „Stormy Monday“ so spielen, dass es Rap-Fans genauso lieben wie Rock-Fans, Jazz-Fans oder Gospel-Fans. Schließlich haben wir 1997! Wenn wir uns an Robert Johnson erinnern, dann schau dir all die hervorragenden Gruppen auf der Welt an. Die spielen „Sweet Home Chicago“. Wenn Robert Johnson heute „Sweet Home Chicago“ spielen würde, wäre es ein Smash-Hit. Aber ich bin nicht sicher, ob er es in derselben Art und Weise spielen würde. Es hängt auch davon ab, woher du kommst. Chess Records, Stax Records, Atlantic Records, du hast vier, fünf verschiedene „seasons of people“, die mit derselben Musik beschäftigt sind. Der Blues wurde im Delta geboren; dann kam Gospel, dann kam Jazz, dann kam Soul, dann Funk und Rock ’n’ Roll, alles Schritt für Schritt. Vor zwei Jahren hatte ich in Paris ein Interview mit einem französischen Journalisten. Er

machte mit mir einen „blindfold test“. Es war ein Chuck-Berry-Bluesalbum. Ich wusste, das war Chuck Berry an der Gitarre. Was ich nicht wusste, war, dass es nicht nur Chuck Berry an der Gitarre war, sondern er leitete auch die Band und sang den Blues. Phänomenal! Warum soll ich mich also schlecht fühlen, wenn ich einen Song in Chuck-Berry-Manier spiele? Ich fühle mich nicht schlecht, wenn ich kritisiert werde, dass ich nicht den „reinen“ Blues spiele, sondern auch Rock ’n’ Roll. Ich fühle mich im Gegenteil dann nicht gut, wenn mir Leute erzählen, wir dürften die Muster von „Sweet Home Chicago“ oder „Stormy Monday“ nicht verlassen. Nimm Eric Clapton oder Stevie Ray Vaughan oder auch andere: Sie dürfen alles machen, von Reggae bis Rap, niemand wird sie kritisieren. Sie können machen, was sie wollen. Wir sollen das nicht dürfen, wir sollen in einer Ecke bleiben? Es braucht Leute wie Luther Allison, Johnny Guitar Watson oder Buddy Guy, die das Spektrum erweitern können.

Was verbindest du selbst mit deiner Musik?

Ist Blues für dich eine Art Lebensphilosophie?

Verdeutliche dir zum Beispiel Buddy Guy, als er „Steppin’ out“ spielte. „Steppin’ out“ ist ein Soulsong. Ich habe den Song auch gespielt, aber ich habe damit aufgehört, als Buddy ihn aufnahm. Ich wollte nicht, dass die Leute sagen, ich würde versuchen, so zu sein wie Buddy Guy, denn Buddy Guy ist ein Superstar. Wir kommen aus derselben Schule, ich, Buddy Guy, Freddie King, Magic Sam, Otis Rush, Hubert Sumlin, Muddy Waters, Howlin’ Wolf, viele von uns aus Chicago, Jimmy Johnson, mein Sohn, Lucky Peterson und andere mehr. Wenn ich mir das ganze Spektrum anschau, was sich so abspielt, was ich im Blues repräsentiere, dann bin ich auch von Chuck Berry, Fats Domino, Little Richard, Bo Diddley, Bill Haley, Jerry Lee Lewis beeinflusst worden. Das ist der Rock ’n’ Roll, den ich kenne. Das ist der Rock ’n’ Roll, den ich noch immer liebe. Wenn du das begreifst, dann kommt irgendwann der Moment, in dem du dir sagst: Warte eine Minute. Wann kommt

LUTHER ALLISON

deine Chance? Die Chance, die Leute wissen zu lassen, wofür Luther Allison im Blues steht? Nun, seit einigen Jahren habe ich diese Chance! Ich habe das Gefühl, ich vollende etwas. Vielleicht mach ich in vielerlei Hinsicht etwas Entscheidendes für den Blues. Wir sind an einem Punkt angekommen, an dem viele junge Leute in meinem Publikum offen sind für verschiedenste Musikrichtungen, aber sie lieben es, wie ich den Blues spiele, und sie sagen mir, dass ihn keiner so spielt wie ich. Aber gleichzeitig kann ich ihn auch so spielen wie jemand anderer. Darüber freue ich mich! In Graz ist ein Junge zu mir gekommen wegen eines Autogramms und hat mir von seiner Gitarre erzählt, die alt sei und beinahe auseinander falle. Aber es ist nicht so wichtig, wie gut dein Instrument ist. Wenn du eine gute Gitarre brauchst, wird sie da sein. Mir wurden vier Gitarren gestohlen, ich hatte keine mehr. Ich wusste nicht, von wo ich eine herkriegern sollte. Heute habe ich 30 davon. Ich habe aufgehört zu trinken, ich brauche keine Zigaretten, kein teures Auto, kein feudales Haus und all das Zeug, ich kaufe Gitarren. Wenn mir etwas passiert, soll dieser Junge nachforschen, wo meine Gitarren sind, und er kann jederzeit eine davon spielen, sooft er will. Das ist meine Sicht der Zukunft. Wir hatten diese Chance nicht. Ich habe vier Jahre gebraucht, bis ich eine Gitarre und einen kleinen Verstärker kaufen konnte. Aber wir hielten zusammen, wir hatten Respekt voreinander. Wir spielten sonntags in Chicago die „Battle of the Blues“. An einem Sonntag Buddy Guy und Magic Sam, am nächsten Magic Sam und Freddie King, eine Woche darauf Freddie King und Luther Allison. Es ging aber nicht darum, sich zu produzieren. Die Idee war vielmehr, zu lernen. Du träumtest, du hast hart auch im Geist gearbeitet. Manchmal sind wir mitten in der Nacht aufgewacht und plötzlich war uns klar, wie wir einen bestimmten Riff spielen konnten.

Wie bist du eigentlich zu Motown gekommen? Hast du dort auch mit Berry Gordy gearbeitet?

Nun, ich habe nicht direkt mit Berry Gordy gearbeitet. Getroffen habe ich ihn anlässlich eines VIP-Empfangs, bei dem etwa zehn Motown-Künstler geladen waren. Irgendwie bin ich dann neben Gordy zu sitzen gekommen. Und er lehnte sich zu mir rüber und sagte: „Welcome to Motown, ich bin Berry Gordy.“ Das war es dann

aber auch. Ich hatte überhaupt keine Inputs von ihm. Zu Motown bin ich über den Freund eines Freundes, Joe Perrino, einen hervorragenden Rockgitarristen, gekommen, weil ich keinen Vertrag hatte. Motown hatte keine wirklichen Bluesmusiker unter Vertrag. Wenn sie dann nicht von Detroit nach Los Angeles übersiedelt wären, wäre das Ding wahrscheinlich auch besser ins Laufen gekommen. Sie kamen da aber mehr in die Richtung von Diana Ross, Stevie Wonder, Marvin Gaye, Supremes. Viel veränderte sich, jeder suchte seinen Platz. Ich war da etwas verloren. Letztes Jahr spielten wir ein Konzert im „House of Blues“, Los Angeles. Da kamen einige junge Ladys zu mir und sagten, sie würden Motown repräsentieren und wollten meine Sachen von damals wiederveröffentlichen. So kam es zur kürzlich erschienenen Motown-Compilation.

Jetzt bist du aber bei Alligator Records.

Genau, Alligator Records ist ein großartiges Label. Bruce Iglauer erzählte mir, ich sei der erste Musiker gewesen, der ihn dazu gebracht hätte, sich für Blues zu interessieren. Ich antwortete: „Und da hast du 25 Jahre gewartet, um mir das zu erzählen?“ (*lacht*) Wir haben einen langen Weg zurückgelegt.

Du bist vor allem in Europa einer der bekanntesten Bluesmusiker. Überhaupt tendieren viele amerikanischen Bluesmusiker dazu, ihre Zelte in Europa, etwa in Paris, aufzuschlagen. Wie war das bei dir?

Als der Blues wieder mehr ins Zentrum rückte, lebte ich in Europa, aber ich fuhr jedes Jahr ein bis zwei Mal zurück nach Amerika. Und dort spielte ich in denselben Klubs wie früher. Dieselben Klubs, wie wir sie mit Buddy Guy oder Koko

Taylor bespielt hatten. Aber es gab keine große Nachfrage für den Blues, außer vielleicht für B.B. King. Aber es hat Zeiten gegeben, etwa beim Jazzfestival von Montreux, da war mein Name größer als der von B.B. King. Hier in Europa habe ich eine sehr große Reputation. Ich kann überall und jederzeit arbeiten, wo ich will. Diese Reputation hatten wir in den Staaten zunächst nicht. Die Frage, warum ich nach Europa gegangen bin, ist also leicht beantwortet: weil ich die Chance dazu hatte! Ich bin nicht von Amerika weggegangen, weil ich keine Arbeit gehabt hätte. Ich war der zweitmeistbeschäftigte Bluesact nach B.B. King, da bin ich sicher. Ich hatte also die Chance, in Europa zu spielen. Die Leute von Encore Records zum Beispiel haben mir geholfen, das Interesse des Publikums an Luther Allison zu wecken. Da war viel Enthusiasmus dahinter, etwa bei „Life Is a Bitch“. Jean-Philippe Martin-Payre zum Beispiel (Anm.: Executive Producer von „Life Is a Bitch“) gab mit seiner Frau die Arbeit auf, um mit mir fünf Wochen auf Tour zu gehen und herauszufinden, was „Blues on the Road“ bedeutet. Und glaubt mir, sie haben es herausgefunden! So etwas wie Autobahnen gab es da nicht. Es war „the hard way“. Und so stieg das Interesse in Frankreich und in der Schweiz. Ich war aber auch immer wieder in Amerika und habe mit amerikanischen Musikern gearbeitet. Aber letztlich war es zu hart für sie, immer nach Europa zu reisen. Und so kam ich dann zu europäischen Musikern.

Du hast B.B. King erwähnt. Gibt es da eine Anekdote, an die du dich besonders gern erinnerst?

B.B. ist schlicht der Größte. Wir waren zusammen, als er das letzte Mal eine Jam-Session in Montreux, anlässlich des Bluesfestivals, spielte. Ich traf B.B., nachdem er in Montreux ein Plattengeschäft besucht hatte. Und wie ich ihn so in der Lobby sitzen sah, schaute aus seiner Tasche meine „Luther Allison Live in Paris“-LP heraus. Nur ein Stück schaute heraus und ich fragte ungläubig: „Die hast du gekauft?“ Und B.B. antwortete: „Lu, wenn sie mir nicht gefallen

FACTS:

Geboren am 17.8.1939 in Widener, Arkansas, USA

Gestorben am 12.8.1997

🎸 Gitarrist, Sänger, Songwriter

» Genre: Chicago Blues(rock), R'n'B

würde, hätte ich sie nicht gekauft.“ Ich fühlte mich unbeschreiblich.

Was hältst du davon, dass gerade in letzter Zeit einige Musiker (Anm.: z.B. Jayne Cortez), aber auch Kritiker wieder meinen, Weiße könnten keinen „echten“ Blues spielen?

Ist Clapton schwarz? War Stevie Ray Vaughan schwarz? Ist Mick Jagger schwarz oder Ron Wood oder Keith Richards? Ist Johnny Winter schwarz? Sie alle spielen den Blues. Und französische Musiker sollen das nicht können oder deutsche, Schweizer, japanische Musiker?

Blues ist also keine Frage der Hautfarbe oder Nationalität?

Wie könnte es? Das würde keinen Sinn machen. Wenn wir beide uns jetzt verletzen würden, wir würden beide rotes Blut verlieren. Wenn du in die Sonne gehst, wirst du dunkel. Wenn wir krank werden, brauchen wir dieselbe Medizin, vielleicht haben wir sogar denselben Arzt. Wie viele Probleme haben wir heute, mit Rassismus, mit Kriegen überall und das ganze verrückte Zeug. Im Blues bist du über solche Sachen schon hinweg, da gibt es keine Grenzen mehr. Die Leute sind es leid, für nichts und wieder nichts zu sterben. Wir müssen also kämpfen. Du musst an etwas glauben. Und in der Musik ist das unter anderem der Blues. Blues verbindet. Wir müssen unsere Köpfe öffnen, vor allem für junge Leute. Wir müssen aufgeschlossen sein. Wir müssen uns mit vielen Stilen beschäftigen.

CD-TIPP:

🎵 Luther Allison and Friends „Pay It Forward“,

Ruf Records RUF 1060

🎵 Luther Allison „Live in Chicago“,

Ruf Records RUF 1042

DVD-TIPP:

🎬 Luther Allison „Live in Paradise“,

Ruf Records 3001

WEB-TIPP:

🌐 <http://www.alligator.com/artists>

THE BLUES BAND



Paul Jones

Fachsimpeln ist die eine Seite von Interviews – wenn es gut läuft. Den „Schmäh rennen lassen“, um es Wienerisch auszudrücken, die andere – wenn es besonders gut läuft. Und in wirklich glücklichen Momenten eines Journalistendaseins treffen beide Seiten aufeinander.

Im Oktober 2001 begab ich mich in den Wiener „Planet Music“, um einem der seltenen Konzerte der legendären britischen The Blues Band beizuwohnen – ein Kollektiv ausgefuchster Musiker, deren individuelle Laufbahnen bis zum Beginn der 1960er Jahre zurückreichen, mit Stationen von Manfred Mann bis Eric Clapton. Vereinbart war ein Interviewtermin

mit Paul Jones, welcher der Einfachheit halber gleich die gesamte Band „dienstverpflichtete“. In äußerst entspannter Atmosphäre blätterte man in Büchern und CONCERTO-Ausgaben, unterhielt sich über darin enthaltene CD-Rezensionen und rätselte angesichts einer Höchstnote für Bob Dylan: „How much would you pay for five stars?“ Jones meinte dazu lakonisch: „Man hat mir erzählt, wenn du eine beachtliche Menge an Sensamen bei einer bestimmten Firma in Limerick gekauft hast, dann erschien deine Platte mysteriöserweise in den Charts.“ Mysteriös bleibt auch, auf welchen seltsamen Wegen sich schließlich doch noch einige „ernsthafte“ Antworten ergaben.

ES
ED
E
D
Z
N
L
A
B
B
B
B
W
I
T

THE BLUES BAND

CONCERTO 1/02 (Auszüge)

Wie stellt sich die britische Bluesszene heute dar?

PAUL JONES: Diese Frage ist leichter zu stellen als zu beantworten! Helft mir Jungs! Ich würde sagen: „interesting but a bit strange“. Es gibt einige Musiker, die sich in kleinen Nischen bewegen und als besonders gut angesehen werden. Es gibt aber keinen Beweis dafür, dass sie wirklich gemocht werden. Es stellt sich immer die Frage: Wer stimmt z.B. in Rahmen von Polls eigentlich für diese Leute? Aber das gilt wohl überall in der Welt. Wenn du zu den Gigs dieser Musiker gehst, dann siehst du dort 900 Journalisten und zwei zahlende Besucher. Ein Jahr später ist die Band schon auseinander gebrochen. Genau das sehen wir derzeit in England. Aber wenn du auf diesen Hype nicht viel gibst und einfach ausgehst, um Musik zu hören, so öffnet sich dir eine gesunde, lebendige Szene. Sie explodiert zwar nicht, aber sie ist immer da und man kann wirklich sehr gute Musik hören. Harmonikspieler wie Lee Sankey, Sänger wie Earl Green, Gitarristen wie Sonny Black usw.

Otis Grand hat mir erzählt, die britische Bluesszene bestünde genau aus einer Person: Otis Grand!

JONES: Nun, das stimmt natürlich. (*lacht*) Aber im Ernst. Wenn Otis eine Platte aufnimmt, so erzeugt er natürlich immer ein gewisses Interesse, denn mal hat er die Band von Debbie Davis, dann jene von Anson Funderburgh oder von B.B. King. Seine letzte Platte erschien auf Blueside, einem Label, das es leider nicht mehr gibt. Mit Bluetrack entstand aber in England ein neues gutes Label, das unter anderen Bill Thomas unter Vertrag hat. Oder Sonny Black, diesen versierten, wundervollen Gitarristen. Auch Armadillo ist im Bluesbereich sehr bemüht, etwa mit Eugene „Hideaway“ Bridges oder Michael Roach. Es gibt also etliche Plattenlabels, Clubs und natürlich auch Radioshows, wie meine, die den Blues in England hochhalten. Und vor allem gibt es gute Bands!

Wie hat sich die Szene verändert, seit die Blues Band 1979 startete?

JONES: Ich dachte schon, du würdest fragen, wie ich 1962 gestartet bin! (*lacht*) Also, seit 1962 hat sie sich sehr verändert. Damals konzentrierte sich die Bluesszene rund um Alexis Korner und Long John Baldry, der übrigens 2002 mit den Manfreds auf Tournee gehen wird – aber das ist eine andere Geschichte ... und eine andere Band. Du kennst ja meine eigene Verbindung zu Manfred Mann. Tom etwa kam 1964 zu Manfred Mann.

TOM MCGUINNESS: Nein, 1963.

JONES: Na gut, einigen wir uns auf Ende 1963. Sicher im Dezember. (*lacht*) Aber seit 1969 hat sich die Szene noch mehr verändert. In den späten 70ern wurde in Großbritannien fast kein Blues gespielt, außer in ganz bestimmten Pubs, und selbst da konnte man eher den typischen britischen Bluesrock hören. Nur wenige Musiker hielten in dieser Phase den Blues am Leben, etwa Dr. Feelgood oder etliche

punkorientierte Bands, üblicherweise aus dem South End oder aus South East London, wie Nine Below Zero. Ich arbeitete damals als Schauspieler sechs Abende in der Woche und an meinem freien Tag suchte ich nach Bluesbands in winzigen Pubs, die manchmal kaum größer waren als dieser Umkleideraum. Im Grunde suchte ich nach Bands, die nicht wie Yes, Genesis oder Barclay James Harvest klangen. Was ich fand, war eine Menge an Punkbands. Dann traf ich auf Gruppen wie Eddie & The Hot Rods. Leute wie diese brachten mich zur Überzeugung, ich könnte auch wieder zurück ins Musikbusiness. Nine Below Zero waren dann ausschlaggebend für mich, diesen Schritt zu tun. Sie waren einfach großartig. Ich wollte allerdings nicht mehr die ganze Zeit unterwegs sein und nur Musik machen. Es sollte ein Hobby bleiben. Ich traf Dave, dann kam Hughie Flint dazu, dann Gary Fletcher und schließlich Tom. Und innerhalb von sechs Monaten waren wir so weit, dass wir wieder sechs Tage in der Woche auftraten.

Aber 1982 habt ihr euch wieder getrennt.

JONES: Ja, 1982 war ein eigenartiges Jahr. Ich drängte wieder zum Theater, arbeitete sehr viel und brach schließlich zusammen. Das war im Oktober und im Dezember spielten wir unseren letzten Gig. Aber zweieinhalb Jahre später kamen wir wieder für einen Charity-Auftritt in einem Pub in Putney zusammen, „and so the story goes“. Es war ein großer Spaß, wir spielten dann auf dem Glastonbury Festival und plötzlich gab es die Blues Band wieder.

Ist die Bandbreite der Blues Band heute größer als Anfang der 80er Jahre?

JONES: Definitiv. Ich denke, das hat sich stetig entwickelt. Es begann mit einem „Straight ahead Chicago Blues“-Album und ging nach „Ready“ mehr in Richtung Bluesrock.

MCGUINNESS: Die Plattenfirma wollte unbedingt Singles. Also versuchten wir das.

JONES: Als das Live-Album erschien, gab es die Band gar nicht mehr. Als wir uns dann wieder zusammenfanden, waren da mehr Einflüsse des

Modern Blues, mehr Soul. Nach „Homage“ wurde es dann richtig „weird“. Mit „Live in Poland“ produzierten wir unsere erste Akustikplatte. Obwohl dieses Album eigentlich ein „Unfall“ war, zeigte es uns und allen anderen, dass wir eigentlich alles machen konnten. Das war dann letztlich der Grund, warum wir vor zweieinhalb Jahren „Brassed up“ machten. Aber ganz besonders ist auch unser neues Album, denn da gibt es keine Abweichungen, das ist schlicht „just us“. Songs, Produktion, alles von der Band selbst fabriziert.

Bezugnehmend auf den Opener des neuen Albums: Wer von euch ist „half a man and twice a fool“?

(*Gelächter*)

MCGUINNESS: Keiner von uns! Wir haben das über jemand anderen geschrieben! (*weiteres Gelächter*)

DAVE KELLY: Seien wir ehrlich: An bestimmten Punkten unseres Lebens waren wir wohl alle schon „half the man and twice the fool“.

JONES: Aber „half the man“ ist, auf uns bezogen, wohl schon zu stark ausgedrückt. Wir sind heute alle weiser! (*ungläubiges Staunen der anderen*)

Dick Heckstall-Smith meinte vor einigen Monaten im CONCERTO-Interview, dass er im Musikbusiness noch immer eine ganze Menge Rassismus sieht. Was meint ihr dazu?

JONES (*ironisch*): Er hat Recht, ich bin schuldig. (*lacht*) Ohne Zweifel gibt es den traditionellen Rassismus in bestimmten Teilen Amerikas noch immer, aber ich denke, die Situation wird besser. Aber sie ist noch immer gegeben, das ist keine Frage. Es gibt aber auch so etwas wie einen inversen Rassismus, den Dick wahrscheinlich angesprochen hat. Manche meinen ja, für Weiße gäbe es im Blues keinen Platz. Das ist für Gitarristen und Saxophonisten viel schwerer zu verkraften als für Sänger, denn die wissen ohnehin, dass sie nicht so gut sind wie Schwarze. Aber es gibt eine Menge Bands mit weißen und schwarzen Musikern, die die Unsinnigkeit derartiger Vorurteile beweisen. Auch Muddy Waters hatte damit keine Probleme und Howlin' Wolf tourte regelmäßig mit weißen Musikern. Und warum auch nicht! (*Gelächter*) Viel früher mag das ein Problem gewesen sein. In New Orleans allerdings war das immer schon die Realität, da hattest du immer auch weiße Sessionmusiker.

Warum bereitet es euch Schwierigkeiten, den amerikanischen Bluesmarkt zu erobern?

JONES: Das ist in der Tat eine große Hürde. Aber ich verstehe es bis zu einem gewissen Grad, denn in Amerika selbst gibt es tausende erstklassige Bluesmusiker.

KELLY: Es hängt auch damit zusammen, dass die englische Bluesszene eben nicht mehr so gesund ist, wie sie es einmal war. Viele Amerikaner sagen, sie hätten zum Blues über die englischen Musiker der 60er gefunden. Aber jetzt haben sie ihre eigenen. Wir haben aber auch einen riesengroßen Fehler in unserer Karriere gemacht, als uns die Rolling Stones einen Deal mit ihrer Plattenfirma offerierten und wir ablehnten.

JONES: Im Grunde lehnten gar nicht *wir* ab, sondern unser Manager, der möglicherweise dachte, es sei nichts für ihn drinnen.

MCGUINNESS: Aber abgesehen von ihren eigenen Platten hat doch nichts, was sie sonst herausgebracht haben, je eingeschlagen, oder?

JONES: Ja, aber das heißt doch nicht, dass wir dasselbe Schicksal erlitten hätten. (*Gelächter*)

MCGUINNESS: Es hat keinen Sinn, über verschüttete Milch zu weinen, wie mein Vater immer sagte.

KELLY: Irgendwelche weiteren Klischees, die euch spontan einfallen? (*Gelächter*)

MCGUINNESS: Aber man muss schon festhalten, dass auch Muddy Waters und viele weitere amerikanische Musiker, egal ob schwarz oder weiß, stets betonten, dass ohne die englischen Bands wie Manfred Mann, die Animals oder die Rolling Stones ein größeres Bluespublikum in den Staaten nicht erschlossen worden wäre.

Und diese Bands wiesen auch stets darauf hin, von wem sie sich ihre Inspirationen holten. Man muss schon auch sehen, dass sogar Musiker wie B.B. King zu jener Zeit mit einem schrumpfenden Markt konfrontiert waren. Die jungen Schwarzen wandten sich vom Blues ab und hörten lieber Motown und diese Sachen.

JONES: Robert Cray und Künstler wie er weckten dann später wieder Interesse für den Blues. Er spielt für mich Modern Blues.

KELLY: Und man darf dabei nicht vergessen, dass Robert Cray unter anderem in Deutschland aufwuchs!

Wie würdest du dein neues Album charakterisieren, Dave?

KELLY: Die Dave Kelly Band ist so etwas wie mein Alter Ego. Mein letztes Soloalbum war ein Bluesalbum. Ich denke, es ist eine gute Platte und sie hat vor allem Spaß gemacht. Ich konzentriere mich auch hier einfach auf die Musik, die ich mag. Paul hat es noch nicht gehört, aber er muss es ohnehin in seiner Radioshow spielen. *(Gelächter)* Die Dave Kelly Band gibt es eigentlich als Gruppe gar nicht, ich habe auch nur wenige Tourneen gemacht. Aber es macht Freude, dieses Alter Ego ab und zu auszupacken. Es gibt „zusätzliche Würze“. Übrigens das 18. Klischee, seit wir dieses Interview begonnen haben. *(lacht)*

FACTS:

Paul Jones

Geboren am 24.2.1942 in Portsmouth, Hampshire, England

🎤 Sänger, Harmonikaspieler, Songwriter

» Genre: elektrischer Blues

Und was hat dich bewogen, endlich auch ein Soloalbum aufzunehmen, Tom?

MCGUINNESS: Vor einigen Jahren kam nach einem Gig in Australien ein Mann zu mir und meinte: „Es ist Zeit, dass du ein Soloalbum machst.“ Und tatsächlich schreibe ich ja andauernd Songs, habe so einen Berg an noch nicht veröffentlichtem Material aufgebaut. Überdies bin ich nun nahezu 40 Jahre im Musikgeschäft unterwegs und konnte bis dato noch keine Soloplatte vorweisen. Es war also längst überfällig.

CD-TIPP:

🎵 The Blues Band „Stepping out“, Hypertension Music 2213 HYP

🎵 Dave Kelly „Resting My Bones“, Hypertension Music 1209 HYP

🎵 Tom McGuinness „Tom McGuinness“, McMusic 001

WEB-TIPP:

🌐 <http://www.thebluesband.co.uk>

🌐 <http://www.themanfreds.com>

SOLOMON BURKE

V. l. n. r.:

Franz Richter,

Solomon Burke,

Dietmar Hoscher



Die Wiener Staatsoper bietet als Rahmen für Blues- und Jazzkonzerte stets faszinierende, manchmal auch berührende Erlebnisse. Auftritte von Ry Cooder und David Lindley, Jan Garbarek, Steve Winwood oder Elvis Costello zählen für mich zu den beeindruckendsten musikalischen Genüssen, denen ich beiwohnen durfte. Und auch Solomon Burke hinterließ Anfang Juli 2005 einen „gewichtigen“ Eindruck. Bereits in den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts hatte der Soulprediger seine Karriere gestartet und verzeichnete 2002 ein grandioses Comeback. Ehrfurcht gebietend thronte – im wahrsten Sinne des Wortes – Burke auf der Bühne, umgeben von seinem musikalischen Hofstaat. Eben solches hatte man uns auch für das Interview in Aussicht gestellt und als mein Freund und Kollege Franz Richter und ich uns am Tag nach dem Gig gegen Mittag in der Suite des Sängers einfanden, hatte dieser bereits vor dem Fenster in vollem Ornat Platz genommen, um uns zu

empfangen. Angesucht hatten wir um einen 15- bis 20-minütigen Termin, der schließlich um etwa das Vierfache überzogen wurde. Solomon Burke gelang es dabei, sowohl seine Rolle als Musiker als auch jene des Predigers gekonnt ins Gespräch einfließen zu lassen, bot damit sowohl Autobiografisches als auch Philosophisches. In erster Linie war ihm allerdings zum Scherzen zumute, sei es über sein Comeback, sei es über die Fußbekleidung meines Kollegen, der zwecks besseren „Schusswinkels“ mit seinem Fotoapparat die nächstbeste Sitzgelegenheit erklommen hatte – selbstredend ohne Schuhe. Nur mit seinem „Thron“ in der Staatsoper am Abend zuvor haderte der Meister, der sei ihm letztendlich etwas zu „fragil“ gewesen. Einen Monat später, beim Notodden Blues Festival, dürfte man Burke wohl auch in dieser Hinsicht zufrieden gestellt haben. Hier war der massive, reich verzierte Herrschersitz gar mit des Künstlers Initialen geschmückt. Dafür war das Opernhaus einem Zirkuszelt gewichen!

SOLOMON BURKE